

M. J. COLLETTI

SCIENCE-FICTION
DYSTOPIE

COEVOLUTION

ZWISCHEN
DEN
ZEITEN



WELTENBAUM VERLAG

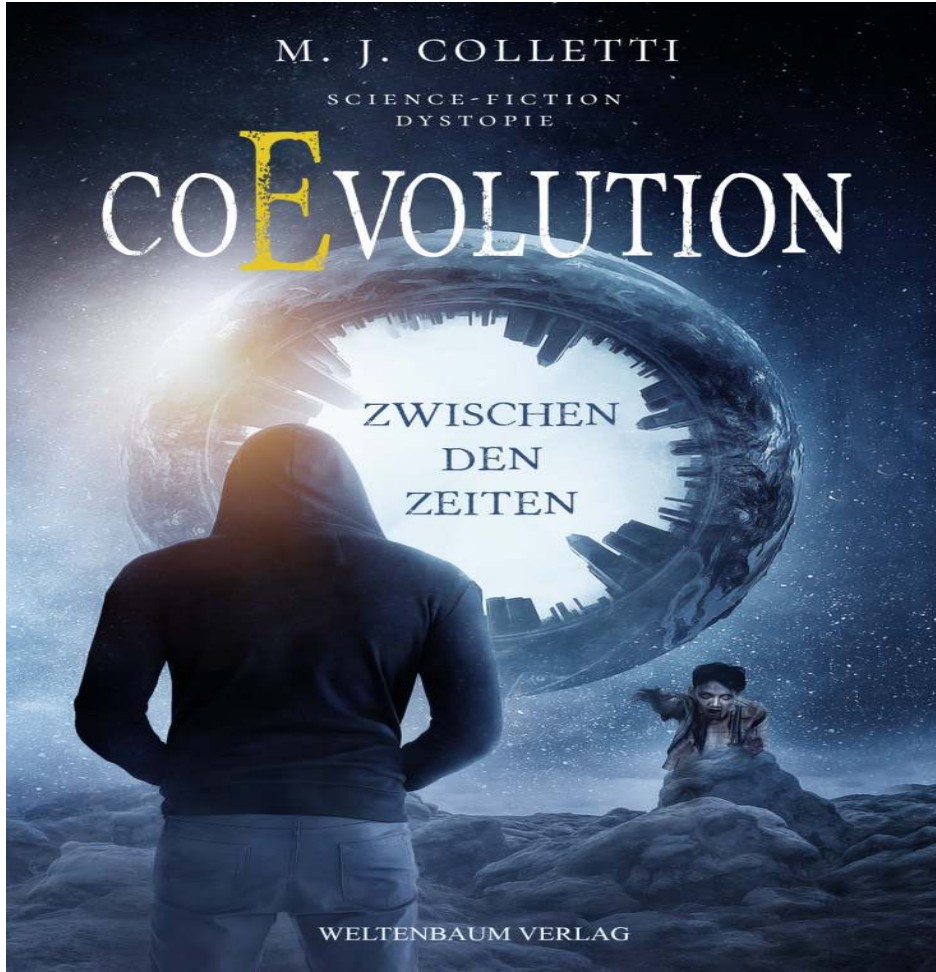
M. J. COLLETTI

SCIENCE-FICTION
DYSTOPIE

COEVOLUTION

ZWISCHEN
DEN
ZEITEN

WELTENBAUM VERLAG



WELTENBAUM VERLAG

3. Auflage

CoEvolution – Zwischen den Zeiten

© M.J. Colletti

© by Weltenbaum Verlag

Egerten Str. 42

79400 Kandern

Umschlaggestaltung: © 2021 by Magicalcover

Lektorat: Julia Schwaminger /Hanna Seiler

Korrektorat: Daniel Greifer

Buchsatz: Giusy Amé

Autorenfoto: Logo/Magicalcover

ISBN 9783949640285

www.weltenbaumverlag.com

Das Werk, einschließlich seiner Teile, ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung ist ohne Zustimmung des Verlages und des Autors unzulässig. Dies gilt insbesondere für die elektronische oder sonstige Vervielfältigung, Übersetzung, Verbreitung und öffentliche Zugänglichmachung.

Bibliografische Informationen der Deutschen Nationalbibliothek:

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.de> abrufbar.

Für Alex

M. J. COLLETTI

COEVOLUTION ZWISCHEN DEN ZEITEN

Dystopischer Science-Fiction Roman

KAPITEL 1

ALEX

**Insel im Atlantischen Ozean
25 km nordwestlich von Basseterre
2046**

Obwohl ich kaum etwas anhave, läuft mir der Schweiß den Körper hinab, als käme ich gerade aus einer Sauna. Dabei kann ich mich kaum erinnern, wann ich das letzte Mal so ein Ding auch nur gesehen habe. Vor dem Wagen erstreckt sich der Parkplatz des Instituts für Virologie und Stammzellenforschung – ein grauer, hässlicher Klotz aus Beton und Stacheldraht – während der Regen unermüdlich gegen die Windschutzscheibe peitscht. Wenigstens sitze ich mit Charlie im Trockenen, denke ich und werfe meinem jüngeren Bruder einen flüchtigen Seitenblick zu, bevor ich wieder in Gedanken versinke.

Acht Jahre! Eine verflucht lange Zeit, in der fast die komplette Weltbevölkerung ausgelöscht wurde. Manchmal frage ich mich, ob ich immer die richtigen Entscheidungen getroffen habe. Ob es klüger gewesen wäre, mit Charlie irgendwo unterzutauchen, anstatt mich dieser zusammengewürfelten Truppe aus Söldnern und Möchtegern-Soldaten anzuschließen – einfach fern von dieser ganzen Scheiße. Es fühlt sich an, als sei es eine Ewigkeit her, als man noch durch die Straßen gehen konnte, ohne ständig zu befürchten, dass einem jemand an die Eingeweide will.

Mit der freien Hand fahre ich mir über das schweißnasse Gesicht, die andere umklammert die Smith & Wesson, die schussbereit auf meinem Schoß liegt. Wenn der Plan ohne Komplikationen verläuft, werde ich sie nicht benutzen müssen. Munition wird ohnehin nur sparsam verwendet – man verschwendet sie nicht, es sei denn, man will wirklich jemanden sterben sehen. *Spare in der Zeit, dann hast du in der Not*, ist meine Devise – aber mal im Ernst: Viel größer kann die Not ja wohl kaum werden.

Mein Blick wandert immer wieder hinaus, auf das hässliche Gebäude, das wie ein gestrandetes Biest in den Fluten steht. Wie ich dieses Drecksloch hasse.

Den Sturm. Die Hitze, die selbst jetzt noch unter der Haut brennt. Wahrscheinlich Karmas Art, mir den Mittelfinger zu zeigen.

Ich klappe die Sonnenblende herunter, ziehe ein verblasstes Foto aus der Schutztasche und sehe mir die Frau darauf noch einmal an. Daria Kubik. Schwarze Haare, braune Augen, 170 cm. Die Akte, die ich am Abend zuvor angesehen habe, enthält noch mehr Informationen über sie: geboren in Berlin, Deutschland, am 23.11.2012. Mit ihren vierunddreißig Jahren, ist sie eine der letzten Virologinnen, die noch atmen. Vielleicht sogar *die* Letzte. Das ist auch gut so, denn meiner Meinung nach verdanken wir diese Scheiße genau diesen Ausgeburten der Hölle.

Der Akte zufolge tötete Kubiks Vater ihre Mutter, nachdem der am Aggressive-Gene-Virus erkrankt war. Auch ihr Ehemann überlebte den Sturm der Infizierten nicht. Und jetzt soll sie diejenige sein, auf die alle ihre Hoffnung setzen – die Frau, die den Impfstoff entwickelt, der die Menschheit retten könnte. Wenn man den Berichten trauen darf, steht sie kurz vor dem Durchbruch. Dass diese Information wirklich stimmt bezweifle ich. Die Welt ist im Arsch. Daran wird auch sie nichts mehr ändern.

Müde reibe ich mir die Augen und stecke dann das Foto wieder weg.

»Hättest das Saufen lieber sein lassen sollen.« Charlie grinst mich von der Seite an, als wüsste er, wovon er da spricht. Der Kleine kennt Alkohol doch nur aus Erzählungen.

»Vielleicht«, erwidere ich. Zugegeben, zwei Flaschen Wodka nach Jahren der Abstinenz – das war keine gute Idee. Marc und ich haben die halbe Nacht kotzend über der Reling verbracht, unfähig, auch nur eine Flasche verschwinden zu lassen, die Marc aus der Speisekammer geklaut hatte. Heute Morgen weckte mich dann ein Tritt in die Magengrube und ein Eimer kaltes Meerwasser. Marc musste zur Strafe die Fäkalientanks reinigen. Der General war echt angepisst. Den Tritt hab ich mehr als verdient – aber wenigstens bin ich heute im Einsatz und nicht mit einer Schaufel bewaffnet.

Ich erinnere mich noch genau an den Tag, an dem der ganze Scheiß seinen Lauf nahm. Marc und ich waren gemeinsam in Afrika stationiert, als die Nachricht eines ausgerufenen Ausnahmezustandes die Runde machte. Bis auf ein paar wenige wurden alle nach Hause geschickt. Völliger Schwachsinn, eine strategisch wichtige Position aufzugeben, nur weil im eigenen Land ein paar Aufständische Unruhe stiften. Zumindest war das mein erster Gedanke. Menschen sind gierig und brutal. Sie töten für Gold, für Brot, für ein Paar

Schuhe. Deshalb war es nicht ungewöhnlich, dass die Anzahl der Toten anstieg und mehr Verrückte in Klapsmühlen eingeliefert wurden. Aber es ging nicht mehr bloß um Materielles, das wurde mir klar, als wir vom Militärflughafen in Panzer verfrachtet und in die Stadt befördert wurden.

Was ich dort sah, ließ sich mit nichts vergleichen, was ich bis dahin gesehen hatte. Die verdammte Welt schien zu brennen – und hat seitdem nie mehr aufgehört.

KAPITEL 2

DARIA

**Insel im Atlantischen Ozean,
25 km nordwestlich von Basseterre
(Institut für Virologie und Stammzellenforschung)**

Zur selben Zeit

Es ist still im Aufenthaltsraum. Mit beiden Händen halte ich eine Tasse Tee fest, während ich nachdenklich aus dem Fenster blicke. Ich höre weder den Wind, der draußen wie ein Orkan über die Insel fegt, noch den Regen, der gegen das Panzerglas peitscht. Es wirkt fast schon surreal, wie sich die riesigen Palmen durch den Sturm zur Seite biegen, als wären sie dünne Grashalme.

Für einen kurzen Augenblick schließe ich die Augen. Die Ruhe legt sich wie Balsam um meine erschöpfte Seele. Nach achtzehn Stunden im Labor ist es eine Wohltat, nichts außer dem eigenen Atem zu hören.

Manchmal erinnere ich mich daran, dass ich mir so ein Leben einmal gewünscht hatte – Wind, Meer, eine kleine Insel. Tom und ich saßen oft bis spät in die Nacht am Küchentisch, sprachen über Häuser an der Nordsee, über Grundstückspreise, über all das, was hätte sein können. Er hatte mit seiner Software damals genug verdient, um uns diesen Traum zu ermöglichen. Wir wollten Berlin hinter uns lassen, die Stadt, den Lärm, die Meetings. Nur noch wir, irgendwo am Rand der Welt.

Ich sehe uns immer noch auf einer Terrassenschaukel sitzen, eingehüllt in eine Decke, während der Himmel über dem Meer langsam verglüht. Eine Flasche Rotwein aus dem Weingut meines Vaters, das Knacken des Holzes unter unseren Füßen.

All das – fort. Ein Traum, der in sich zerfallen ist wie ein zwei Wochen alter Luftballon.

Ich nippe am Tee. Er hinterlässt einen bitteren Geschmack auf der Zunge. Früher war das anders – Honig, Zitrone, kleine Dinge, die man für selbstverständlich hielt. Auch das – weg.

Abgesehen vom Wetter könnte man fast glauben, die Welt sei noch heil. Zumindest bis man die Sicherheitstür zum Labor passiert. Dahinter beginnt das andere Leben – das, in dem Hoffnung nur in Reagenzgläsern existiert.

Wehmütig blicke ich auf die silberne Uhr an meinem Handgelenk. Das Metall ist stumpf geworden, die Gravur an der Rückseite fast verblasst. Tom hatte sie mir zu meinem sechszwanzigsten Geburtstag geschenkt. Damals, als ich noch nicht wusste, dass die Zeit, die sie misst, einmal alles sein würde, was von uns bleibt.

Auf dem Weg zum Labor atme ich tief durch. Der Geruch erinnert an eine Mischung aus Desinfektionsmitteln und etwas, das entfernt an Blut erinnert. Drei Jahre arbeite ich nun hier, und trotzdem zieht sich mir jedes Mal der Magen zusammen, sobald ich die Schleuse erreiche. Mitleid empfinde ich längst keines mehr – nur noch dieses dumpfe, widerwillige Unbehagen, das sich irgendwo zwischen Herz und Kehle festsetzt.

Ich bleibe vor dem Kontrollfeld stehen, tippe den Code ein, lege den Daumen auf die gläserne Fläche und starre in den kalten, blauen Schimmer des Iris-Scanners.

»Willkommen, Doktor Kubik,« begrüßt mich KISSS – das *Künstlich-Intelligente Sprach- und Schutz-System*.

»Sind die anderen schon da?«, frage ich.

»Claris Bennett, Doktor Fred Henderson und Professor Doktor Patrick Dupont haben das Labor vor elf Minuten betreten«, antwortet KISSS.

Als die Tür lautlos aufgleitet, trete ich in die Schleuse, stelle mich auf die markierte Fläche und warte. Hier drin riecht es immer gleich: nach ozongetränkter Reinheit. Das Labor gehört zur biologischen Schutzstufe 4 und ist mehrfach gesichert. Neben Fingerabdruck, Sicherheitscode und Iris-Scan ist ein kompletter Körperscan notwendig, bevor man Zutritt erhält. So soll ausgeschlossen werden, dass Unbefugte, oder Personen, die mit anderen Erregern infiziert sind, etwas ins Labor einschleppen. Im Fall eines internen Ausbruchs wird das gesamte Labor automatisch abgeriegelt. KISSS ist so programmiert, dass es dann ein Nervengift über das Belüftungssystem freisetzt. Jeder, der sich zu diesem Zeitpunkt noch im Inneren befindet, ist innerhalb weniger Minuten tot.

»Vital- und Gehirnfunktionen werden gescannt. Bitte warten Sie, bis die Überprüfung abgeschlossen ist.«

Ein kaum hörbares Summen füllt den Raum und ein unsichtbarer Strahl kriecht über meine Haut. Es dauert nur wenige Sekunden, fühlt sich aber jedes Mal länger an, als es ist.

»Scan abgeschlossen. Vitalfunktionen im grünen Bereich. Gehirnfunktionen im grünen Bereich. Zutritt gewährt, Doktor Kubik.«

Die Tür öffnet sich und sofort schlägt mir der vertraute Gestank entgegen – säuerlich, faulig, mit einer Note von nassem Tier. Ich atme flach durch den Mund, auch wenn das nicht viel bringt. Gedämpfte Schreie dringen aus der Hochsicherheitszelle. Damit sie nicht nach außen gelangen, gibt es in den Zellen keine Luftschächte. Sauerstoff wird über das Labor zu- und abgeführt.

»Objekt 474 ist bereit für den nächsten Impfstoff«, meldet Fred, als ich durch die Schleuse trete.

Clariss Bennett und Patrick Dupont wirken angespannt – verständlich. Objekt 474 ist das letzte verbliebene Exemplar im Institut. Wenn kein Nachschub kommt, müssen die Tests warten, und wie wir alle wissen, kostet verlorene Zeit Leben.

»Also gut, meine Lieben«, sage ich, während ich den Reißverschluss meines Schutzanzugs bis zum Hals hochziehe. »Dann lasst Dornröschen mal schlafen und drückt die Daumen.«

Fred dreht sich, mit einem schiefen Grinsen, zu mir um. »Welchen hättest du gern? Den hier?« – Er hebt den linken Daumen. – »Oder den hier?« Mit der rechten Hand wedelt er vor meinem Gesicht herum, wo der Daumen nur noch als vernarbter Stumpf endet.

Ich kann nicht anders, als kurz zu schmunzeln. »Ist mir völlig egal.«

Fred ist der Einzige hier, der alles ein bisschen leichter macht. Kein Forscher im klassischen Sinn, aber ein verdammt guter Arzt. Er kümmert sich um Vitalwerte und Pulskontrolle, während ich mich auf den Rest konzentriere. Ohne ihn hätten wir wahrscheinlich längst aufgehört zu glauben, dass das hier noch einen Sinn hat.

Clariss bindet ihre hellbraunen Haare zu einem Pferdeschwanz, bevor sie in den Schutzanzug schlüpft. »Übrigens«, sagt sie und lächelt unter dem durchsichtigen Visier, »ich hab gestern einen Affen getroffen. Als ich zur Unterkunft kam, saß er einfach auf der Treppe.«

»Ein Affe?« Ich drehe mich überrascht zu ihr um.

»Ja, ein Junges. Ich weiß, der Rat duldet keine Tiere, aber ihr habt doch gesagt, dass das Virus nur Menschen befällt, oder?«

Patrick zieht die Ampullen aus dem Kühlgerät, das leise summt. »Affen tun so was normalerweise nicht – es sei denn, du hast ihn gefüttert.« Er grinst. »Hast du?«

Claris schaut zu Boden. »Nein ... also, eigentlich nicht.«

Wir sehen sie an, zu lange, als dass sie es nicht mitbekommt.

Schließlich stemmt sie die Hände in die Hüften. »Na gut, vielleicht hab ich ihm ein Stück von meinem Eiweißriegel gegeben. Und? Was ist schon dabei?«

Ich klatsche kurz in die Hände. »Okay. Schluss mit Smalltalk.«

Sofort herrscht wieder Bewegung im Raum. Ich überprüfe noch einmal die Riemen am Tisch, bevor das Objekt aus der Zelle geholt wird. Niemand will erleben, dass sich ein Infizierter während der Untersuchung bewegt – auch wenn die Chance gering ist, dass er überhaupt noch zu Bewusstsein kommt.

»Claris, achte bitte darauf, dass du diesmal nicht zu viel Halothan in das Carfentanyl mischst. Wir haben nicht mehr viel davon«, sagt Fred, ohne den Blick vom Monitor zu nehmen.

Claris nickt, steckt routiniert den dünnen Schlauch in die Öffnung der Wand und dreht die Verschraubung fest. Im Raum liegt diese übliche Spannung – irgendwo zwischen professioneller Konzentration und einer Spur Mitleid. Wir wissen alle, dass der Impfstoff nur für die bestimmt ist, die noch nicht infiziert sind. Die Schäden, die das Virus anrichtet, sind endgültig. Selbst wenn wir es stoppen können, bleibt es im Körper wie ein schlafender Parasit.

Patrick schiebt das Elektroenzephalogramm an den OP-Tisch. Die Nahrungsknappheit ist auch an ihm nicht spurlos vorbeigegangen; das Gesicht ist eingefallen, seine Kleidung mittlerweile zu groß für seinen hageren Körper. Mit seinen fünfzig Jahren ist er der Älteste im Team – und derjenige mit der ruhigsten Hand. Vor dem Ausbruch hat er in einem Labor für Stammzellenforschung gearbeitet. Warum der Rat ihm nicht die Leitung übergeben hat, sondern mir, werde ich nie verstehen. Er wäre definitiv die vernünftigere Wahl gewesen.

»Konntest du heute Nacht schlafen?«, fragt Patrick und verbindet das EEG mit dem Strom.

Ich zucke mit den Schultern. »Ich bin gar nicht in die Unterkunft gefahren.«

Er legt kurz eine Hand auf meine Schulter – ein seltener Moment von Wärme in dieser sterilen Welt.

»Se coucher tôt et se lever tôt font de l'homme un être en bonne santé, riche et sage d'esprit«, sagt er und lächelt.

Ich hebe eine Augenbraue. »Übersetzung, bitte.«

Patrick lacht leise. »Frühes Zubettgehen und frühes Aufstehen machen gesund, reich und klug. Meine Mutter hat das immer gesagt. Heißt: Du solltest dich ausruhen. Wer müde ist, denkt unklar. Das Gehirn ist wie eine Maschine, ma chère – es braucht manchmal eine Pause.«

»Danke, Patrick. Ich versuch's.« Ich ziehe die Gurte am Tisch straffer, bis das Leder knarrt.

Natürlich werde ich es nicht tun. Mein Kopf schaltet nicht ab – nie.

Beim letzten Versuch schossen die elektrischen Impulse des Objekts wieder in Spitzen – Muster, die an einen nie endenden epileptischen Anfall erinnern. Das Virus zerstört das Gehirn von innen; das Zerebrum ist danach ein funktionsloses, verbranntes Feld. Zu dieser Erkenntnis kamen wir, als wir den ersten Infizierten lebend untersuchen konnten.

Während das Hirn in Alarmbereitschaft bleibt, fährt der Rest des Körpers auf Sparflamme. Organe drosseln ihre Arbeit, die Atmung wird flach, kaum mehr als ein Hauch – man könnte meinen, sie seien tot. Sind sie aber nicht. Ihre Sinne bleiben merkwürdig wach: Gehör und Geruch sind schärfer als je zuvor. Etwa zwei Wochen nach der Infektion versagen die meisten Organe fast vollständig; nur die Lunge arbeitet weiter. Das erklärt den fauligen Geruch, der aus diesen Körpern strömt. Das Gehirn feuert weiter Impulse ab, doch der Körper bewegt sich nur noch als Marionette des Erregers. Acht Jahre Forschung, und ich verstehe es immer noch nicht.

Patrick sieht konzentriert auf die Uhr. Aus der Zelle dringt ein heiseres Jaulen.

Fred schaut zur Tür. »Sie scheint heute nicht gut drauf zu sein.«

»Ich glaube, sie weiß, was jetzt kommt«, sagt Claris leise.

Patrick zieht sich den Kopfschutz über. »Die wissen gar nichts, Claris. Und das ist auch besser so.«

Ein Schrei jagt durch den Raum, und sofort stellen sich meine Nackenhaare auf. Etwas prallt mehrmals gegen die Tür. Kratzgeräusche wandern an der Metallwand entlang, dann dumpfe Schläge – und schließlich Stille. Nur noch ein paar schwache Laute verhallen.

Wir warten ein paar Minuten. Als keine Geräusche mehr zu hören sind, dreht Claris das Betäubungsgemisch langsam herunter.

Ich setze den an einen Astronautenhelm erinnernden Kopfschutz auf und nicke Fred zu, der die Tür per Knopfdruck öffnet.

Ich habe diesen Vorgang Hunderte Male durchgeführt – und doch bleibt jedes Mal ein Rest Unsicherheit.

Früher fesselten wir die Infizierten wochenlang auf Tragen, doch die Reibung zerstörte binnen Tagen ihre Haut. Seitdem sperren wir sie ungesichert in die Zellen und narkotisieren sie nur bei Bedarf.

Wachsam trete ich ein Stück in die Zelle. Das, was früher einmal ein Mensch gewesen war, liegt nun bewusstlos auf dem Boden. Fred steht mit einem Betäubungsgewehr hochkonzentriert hinter mir. Seit dem letzten Zwischenfall – als ein Wachmann gebissen wurde – weigern sich die Sicherheitskräfte, das Labor zu betreten. Es gibt nur vier Schutzanzüge im gesamten Institut, reserviert für uns Ärzte und die Assistentin. Kein Wunder also, dass die Wachen draußen bleiben und nur bei Bedarf einschreiten.

»Claris«, flüstere ich und strecke die behandschuhte Hand aus der Tür, ohne die Kreatur aus den Augen zu lassen. Claris reicht mir ein Stück rohes Nagetierfleisch, und ich werfe das Stück geschickt in die Nähe der Kreatur. Keine Reaktion.

Anfangs dachte man, die Infizierten seien zu keiner bewussten Handlung fähig. Das stimmt nur teilweise. Sie sprechen nicht, geben lediglich Laute von sich. Aber ihre Instinkte sind messerscharf, besonders wenn es um Blut oder Fleisch geht. Dass diese hier nicht reagiert, ist ein sicheres Zeichen, dass die Betäubung wirkt.

Kurz darauf liegt die Infizierte auf dem OP-Tisch, mit Gurten an Armen und Beinen fixiert. Ihr Körper weist einige Bissspuren auf und am linken Fuß fehlen drei Zehen. Ansonsten ist das Exemplar noch gut erhalten.

»Zwölf Tage nach Verabreichung des zweiten Impfstoffs wurde keine Besserung festgestellt«, diktiere ich ins Sprachsystem.

Ich schiebe eine Lupe vor die Augen und beuge mich über den Körper. »Depigmentierung schreitet weiter fort. Allerdings zeigt die Epidermis eine erhöhte Resistenz gegenüber äußeren Reizen. Je länger das Virus im Wirt verbleibt, desto widerstandsfähiger wird der Körper.«

Patrick runzelt die Stirn. »Sieh dir mal die Zähne an.«

Ich ziehe mit den behandschuhten Fingern die Lippen der Frau zurück. Claris und Fred treten näher.

»Was ist damit?«, fragt Claris neugierig.

»Einige Zähne scheinen ersetzt worden zu sein«, sage ich leise.

»Wie bei einem Kind?«

»Eher nicht. Menschen haben nur zwei Zahnsätze, und sie hatte beide. Diese hier sehen eher aus wie ... Fangzähne.«

Fred blickt mich fragend an. »Was denkst du?«

Ich richte mich auf. In meinem Kopf überschlagen sich die Gedanken. Bei keinem Infizierten zeigte sich bis jetzt eine Veränderung des Gebisses, selbst nach mehreren Monaten nicht. Dass diese Frau nach drei Wochen Anzeichen einer Mutation aufweist, beunruhigt mich umso mehr.

»Ich weiß nicht.«, sage ich schließlich. »Darüber mache ich mir Gedanken, sobald wir die Testphase beendet haben. Patrick, bitte injiziere Objekt 474 den Impfstoff. Danach sehen wir weiter.«

KAPITEL 3

GABRIEL

**New World City, 300 km nördlich von Guayama
(Puerto Rico)
Sektor 4**

ICH MUSS SIE FINDEN. ICH MUSS SIE FINDEN. ES IST WICHTIG, WICHTIG, WICHTIG. ES IST ZEIT. 5251625013378870, 5251625013378870. WICHTIG. ZEIT. MUSS SIE FINDEN.

»Gabriel!« Die schrille Stimme meiner Mitbewohnerin schneidet durch den Nebel in meinem Kopf. Ich blinzele und brauche einen Moment, um mich zu orientieren. Alles wirkt verschwommen – Formen, Farben, Geräusche.

Doch dann setzt mein Gehirn die Umgebung langsam wieder zusammen: das Bett unter mir, die blau gestreiften Tapeten, der Schreibtisch unter dem Fenster, der alte Schrank neben der Tür. Und Anne, die im Türrahmen steht und mich besorgt ansieht.

»Hast du mich nicht gehört?«, fragt sie.

Ich schüttle den Kopf. Zu tief war ich in Gedanken versunken, damit beschäftigt herauszufinden, was diese Zahlen bedeuten, die immer wieder in meinem Kopf auftauchen. Sobald sie kommen, verliere ich alles um mich herum – Zeit, Ort, Realität.

Diese Blackouts müssen endlich aufhören. Sie werden von Mal zu Mal schlimmer. Wenn das irgendwann während der Arbeit passiert und der Direktor von Sektor 1 Wind davon bekommt, bin ich schneller aus New World City raus, als mir lieb ist.

»Du solltest dich endlich untersuchen lassen.«

Ich lache trocken. »Von Doktor Ratte? Nein, danke.« Noch immer erinnere ich mich genau daran, wie ich vor drei Jahren ohne jede Erinnerung in die Stadt kam. Nach unzähligen Tests und nervigen Unterhaltungen mit Doktor Blossom alias Ratte war ich selbst fast zu einer mutiert – und trotzdem kein bisschen schlauer. Ich war froh, als die Direktoren mich endlich als Arbeitskraft eingestuft hatten.

Anne verschränkt die Arme. »Pass bloß auf, dass er nicht mitbekommt, wie ihr ihn nennt. Er kann ganz schön bissig werden.«

»Haha, nettes Wortspiel. Aber solange ich nicht halbtot in der Gosse liege, bringen mich keine zwanzig Pferde zu diesem Irren.«

»Wenn du Pferde siehst, sag Bescheid. Mein Essensvorrat ist fast leer. Ich verstehe immer noch nicht, warum der Rat Fleisch verbietet, wenn Tiere keine Träger sind.«

»Wer weiß schon, was der Rat sich so alles denkt. Solange keiner weiß, woher das Virus stammt, gehen sie wohl auf Nummer sicher.«

Obwohl der Altersunterschied zwischen mir und Anne groß ist, verstehen wir uns hervorragend, auch wenn sie mich manchmal behandelt als wäre ich ein störrischer Teenager. Ich hätte es schlimmer treffen können – zum Beispiel, wenn ich mir die Wohnung mit meinem gefräßigen Arbeitskollegen Ned teilen müsste. Obwohl seine Kleidung an ihm schlottert und von früherer Leibesfülle zeugt, frage ich mich immer wieder, wie er es schafft, noch immer ein derart üppiges Polster mit sich herumzutragen. Die wöchentlichen Essensrationen reichen gerade aus, um nicht aus den Latschen zu kippen. Trotzdem ist es mehr, als ich vor meiner Ankunft in der Stadt hatte. Draußen wäre ich fast verhungert. Hier wird selbst das Wasser rationiert und jeden Morgen vor Arbeitsbeginn ausgegeben. Wer nicht zur Arbeit kommt, muss zusehen, wie er an die lebenswichtige Flüssigkeit kommt.

»Die nächste Ration ist erst übermorgen fällig. Hast du noch was?«, frage ich. Anne zuckt mit den Schultern.

Ich weiß, was dieses Schulterzucken bedeutet. Mal wieder hat sie ihre Ration mit der Frau aus dem oberen Stockwerk geteilt.

»Anne, du kannst sie nicht ewig versorgen.«

Sie verdreht die Augen. »Was ist, tauschen wir jetzt die Rollen? Eigentlich bin ich immer die mit den guten Ratschlägen.«

»Nicht, wenn du dich dumm verhältst. Du weißt, was passiert, wenn sie es erfahren.«

»Ja, das weiß ich. Mich wundert nur, dass sie es bis jetzt verheimlichen konnte. Versteckt sie ihr Baby im Schrank oder hat sie dem armen Kleinen die Stimmbänder entfernt? Ich habe es noch nicht ein einziges Mal weinen gehört. Als ich gestern bei ihr war, konnte ich den Jungen nirgends sehen«, sagt Anne.

»Keine Ahnung,« erwidere ich und schüttele den Kopf. Kurz bevor ich hierherkam, wurde ein Gesetz erlassen, das den Bewohnern verbietet, Kinder

zu zeugen. Geschlechtsverkehr ist daher nur mit vorheriger Einwilligung des Rates erlaubt. Ich muss schmunzeln. *Als ob irgendjemand vor einem Quickie erst um Erlaubnis fragt.* Dass das anfangs nicht funktionieren würde, hätte jedem klar sein müssen. Trotzdem haben sie es durchgezogen – mit Drohungen, Strafen, und Kontrollen. Der Rat macht da kurzen Prozess. Wer schwanger wird, treibt entweder ab oder wird der Stadt verwiesen. In den letzten zwei Jahren ist deshalb die Anzahl an Schwangerschaften zurückgegangen. Abgesehen von der Frau im oberen Stockwerk weiß ich von keiner anderen Geburt in letzter Zeit. Womöglich gibt es mehr versteckte Kinder in der Stadt. Manchmal frage ich mich, wie lange das noch gutgehen soll. Achttausend Menschen – vielleicht weniger. Eine Stadt, die sich selbst aushungert, während sie ihre Regeln immer enger zieht. Wenn sie so weitermachen, wird irgendwann niemand mehr übrig sein, dem sie noch vorschreiben können, wann und mit wem er Kinder haben darf.

»Wie auch immer, ich habe noch ein paar von diesen ekligen Riegeln übrig – du kannst dich gerne bedienen.«

Anne lächelt. »Danke.« Dann klopft sie gegen den Türrahmen. »Gut. Wir sollten langsam los, sonst können wir uns wieder Michaels Tobsuchtsanfall anhören. Ich warte draußen auf dich.« Sie greift meine Jacke, wirft sie mir zu und verschwindet in den Flur.

Bevor wir die Anlage betreten dürfen, müssen wir uns – wie jeden Tag – einer Blutuntersuchung unterziehen. Ich verstehe die Notwendigkeit: Ein einziger Infizierter würde reichen, um den gesamten Wasserspeicher der Stadt zu verseuchen. Trotzdem sehen das nicht alle so nüchtern.

Die Schlange vor dem Eingang zieht sich träge über den Hof. Einige murmeln, scharren mit den Füßen, manche reiben sich ungeduldig die Arme. Das metallische Zischen der Schleuse mischt sich mit dem Summen der Lautsprecher, aus denen die altbekannte Ansage des Rates plärrt – wie ein Mantra, das keiner mehr wirklich hört, oder hören will:

New World City. Die einzige Stadt auf der Welt, in der Sicherheit gewährleistet wird. Eine Stadt, in der Sie leben und arbeiten dürfen, um eine neue Zukunft aufzubauen. Hier in New World City leistet jeder seinen Beitrag für eine sichere Zukunft. Seien Sie stolz auf dieses Privileg.

Die Stimme klingt positiver als sie sein sollte und jedes Wort sitzt wie ein Stempel. Manche murmeln mit, andere blicken stur zu Boden.

Vor der Wasseraufbereitungsanlage stehen bewaffnete Soldaten, und die Schleuse, in der die automatische Blutentnahme vorgenommen wird, ist von allen Seiten gesichert.

Hinter Anne und mir wird es plötzlich laut.

»Pass doch auf!«

Ich rolle mit den Augen, als ich über die Schulter schaue und meinen Arbeitskollegen entdecke.

»Blöder Vollidiot«, schimpfen einige der Wartenden, als Ned sich rücksichtslos durch die Menschenmasse drängt.

»Hey, habt ihr schon das von Steve gehört?« Schnaufend wischt er sich den Schweiß von der Stirn. In seinen Händen hält er eine Lunchbox, als wäre sie das Wertvollste auf der Welt.

Ich stöhne leise. Noch eine seiner Geschichten. Ned hat ein Talent dafür, die dümmsten Gerüchte mit der größten Überzeugung zu erzählen. Wahrscheinlich der Grund, warum er immer ein bisschen mehr Ration bekommt – als Belohnung fürs Schweigen ganz sicher nicht.

»Was ist mit ihm?«, frage ich trotzdem.

Ned beugt sich verschwörerisch vor, und sofort steigt mir der Geruch von Schweiß und abgestandenem Kaffee in die Nase.

»Er wurde erwischt, wie er Fleisch gegessen hat.«

Anne verschränkt gelangweilt die Arme. »Und?«

Ned starrt sie an, als hätte sie ihn beleidigt. »Und? Wann hattest du das letzte Mal Fleisch, hm? Ich kann mich nicht erinnern, dass das auf der Speisekarte steht – ihr etwa?«

Neds Geschichten werden immer abenteuerlicher. Ich muss mir ein Lachen verkneifen. Demnächst erzählt er uns, dass es ein Heilmittel gegen das Virus gibt. »Hast du das wieder an der Straßenecke aufgeschnappt, Ned? Du solltest nicht alles glauben, was du hörst. Manche Leute wollen sich nur wichtigmachen.«

»Es ist wahr, Leute, ernsthaft. Ich weiß es aus sicherer Quelle.«

»Und wer ist diese *sichere Quelle*?«, frage ich.

Ned kommt unerträglich nah an uns heran. »Eigentlich dürfte ich euch das gar nicht erzählen, aber der Bruder meines Mitbewohners ist bei den Sicherheitskräften. Jemand hatte sich über einen seltsamen Geruch beschwert. Also sind die Wachen hin und haben die Wohnung auseinandergenommen. Unter den Dielen lag Holzkohle – wahrscheinlich, um das Fleisch zu kochen.

Und in der Küche: ein Topf. Randvoll mit Fleisch.« Er senkt die Stimme. »Bevor sie's einsacken konnten, hat sich die halbe Truppe schon darüber hergemacht.«

»Ein Topf voll Fleisch? Da hätte ich dasselbe gemacht«, flötet Anne.

Ned verzieht angeekelt das Gesicht. »Hättest du nicht.«

»Hätte ich wohl.«

»Glaub mir, hättest du nicht.«

»Und warum nicht?«

Er sieht sich um, ehe er flüstert: »Weil es ... Menschenfleisch war.«

Einen Moment lang ist es still.

Anne blinzelt, als hätte sie sich verhört. »Du meinst, er war infiziert?«

»Nein, natürlich nicht.« Ned sieht sie an, als sei sie dumm. »Er hat's gekocht. Welcher Infizierte kocht schon sein Fleisch, bevor er's frisst?«

»Aber ... würde man die Person nicht vermissen, die gegessen wurde? Ich meine, hier kennt doch jeder jeden. Das würde doch auffallen«, fragt Anne.

Nicht, wenn sie nicht registriert ist, denke ich, behalte es aber für mich. »Hat man denn bestätigt, dass es wirklich menschliches Fleisch war?«

Ein irres Grinsen breitet sich auf Neds Gesicht aus. »Man hat Knochen in seiner Wohnung gefunden. Menschliche. Kleine. Ihr wisst schon, was ich meine.«

Ich spüre, wie mir ein kalter Schauer den Rücken hinunterläuft.

Anne wird blass. »Mir wird schlecht.«

Ich greife sie am Arm und ziehe sie beiseite.

Schwer atmend, beugt sie sich nach vorn. »Das Baby.«

Ned runzelt die Stirn. »Welches Baby?«

Die erste Tür der Schleuse öffnet sich und ein Mitarbeiter tritt hinein.

»Habt ihr gerade *Baby* gesagt?«, fragt Ned, lauter als nötig.

»Psst, sei still«, zische ich ihm zu. Mein Puls hämmert. Um uns herum stehen Dutzende Leute, zu viele Ohren. Wer weiß, ob nicht schon jemand zugehört hat.

Anne zieht an meiner Jacke. »Wenn es noch lebt, müssen wir es holen!«

Ich bezweifle, dass das Kind noch am Leben ist. Deshalb war da auch nie ein Laut, nie ein Weinen zu hören – nie. Und wenn der Direktor davon erfährt – was er wird, sobald der *Koch* redet – dann war's das für uns beide. Anne hätte nur einmal auf mich hören sollen. Jetzt läuft alles aus dem Ruder.

Ich werfe einen Blick zur Schleuse. Die Tür schließt sich wieder, surrend. Gleich wird die nächste geöffnet – sobald das Blut der Mitarbeiter geprüft ist. Es geht schnell. Zu schnell, um noch zur Wohnung zu rennen und rechtzeitig zurückzukommen. Außerdem ist da noch das Problem, das direkt neben mir steht – Ned. Ich kenne ihn gut genug, um zu wissen, dass der Kerl für eine Extramahlzeit sogar seine Mutter verkaufen würde.

»Hab ich was verpasst?« Seine Stimme tropft vor falscher Unschuld. Das Funkeln in seinen Augen verrät ihn.

Instinktiv greife ich zu, packe ihn am Kragen, reiße ihn aus der Menge und stoße ihn in eine schmale Seitengasse.

»Hör gut zu, Ned. Ich sag das nur einmal.«

»Na hör mal, ich –«

»Halt die Klappe.«

Ned presst sich an die Wand und sein Gesicht läuft rot an, während Schweiß ihm über die Nase rinnt.

Anne steht nervös daneben.

»Du hast nichts gehört, verstanden?«

Ned blickt zwischen uns hin und her. »Was? Wieso –?«

»Sag es.«

Er presst die Lippen zusammen, bevor er endlich antwortet. »Ich habe nichts gehört.«

»Und du gehst nicht zu den Wachen.«

Er nickt.

»Hey, ihr! Was tut ihr da?«, ruft eine Wache um die Ecke.

Mein Blick bleibt auf Ned gerichtet, hoffend, dass meine Drohung tief genug gesessen hat.

»Ist ja gut«, murmelt Ned und drängt sich an mir vorbei. »Ich hab's kapiert.«

Beschwichtigend hebe ich die Hände. »Alles okay, wir haben uns nur unterhalten.«

Anne zieht mich Augenblicke später mit sich durch die Gasse. Vor dem Eingang der Anlage stehen noch einige Leute. Die Wache winkt mich in die Schleuse. Eine Rettungsaktion – falls es überhaupt noch jemanden zu retten gibt – muss also warten.

Als ich in der Schleuse stehe und sich die Tür schließt, lege ich die Hand auf die glatte Metalloberfläche des Scanners. Aus einer winzigen Öffnung schießt mit hoher Geschwindigkeit eine Nadel heraus. Es pikst etwas, aber ich habe

das schon so oft erlebt, dass ich es kaum noch spüre. Ich warte auf das gewohnte grüne Signal.

Nichts. Stattdessen ertönt ein schriller Alarm. Ich blinze verwirrt. Draußen werden Stimmen laut. Die Soldaten gehen in Stellung, entsichern ihre Waffen – und richten sie auf mich.

»*Bleiben Sie ruhig, verlassen Sie nicht die Schleuse. Bleiben Sie ruhig, verlassen Sie nicht die Schleuse*«, warnt mich eine monotone Stimme im Dauermodus im Inneren der Schleuse.

Ich drehe mich im Kreis, suche nach einer Erklärung. Die Metalltür ist verriegelt, der Griff lässt sich nicht bewegen.

Das muss ein Fehler sein. Ich hatte keinen Kontakt mit Infizierten. Niemals.

»Auf die Knie! Hände flach auf den Boden!«, brüllt ein Soldat.

Ich zucke zusammen. Mein Herz rast. Draußen herrscht Panik. Menschen rennen über den Hof, schreien und rempeln sich gegenseitig an. Anne steht fassungslos einige Meter vor dem Eingang. Ned grinst, nachdem er den ersten Schock überwunden hat. Arschloch.

»Ich sagte: Auf die Knie und Hände auf den Boden!«

Mein Körper reagiert, bevor mein Verstand nachkommt. Ich gehe auf die Knie und lege zitternd die Hände auf den Boden.

Ein paar Sekunden später wird die Außentür geöffnet.

»Kommen Sie langsam raus! Nicht aufstehen!« Die Stimme des Soldaten ist ruhig, aber das Gewehr in seiner Hand zittert. Eine falsche Bewegung, und der Typ ballert los.

Auf allen vieren krieche ich hinaus. Jeder Millimeter fühlt sich an wie eine Ewigkeit.

»Das reicht!«, befiehlt der Soldat. »Legen Sie sich flach hin! Hände hinter den Rücken!«

»Das ist ein Fehler! Ich ... ich hatte keinen Kontakt ... ich –«

Ich spüre einen Schlag, dann Schmerz, als sich ein Knie in meinen Rücken rammt. Luft entweicht aus meiner Lunge.

Dann schneidet etwas Kaltes in meine Handgelenke – Fesseln.

Anne steht immer noch starr und mit weit aufgerissenen Augen da.

Keuchend presse ich die Stirn auf den Boden. *Das kann nicht real sein. Es ist ein Fehler. Ein verdammt Systemfehler.*

Sektor 3, denke ich verzweifelt. Sie werden mein Blut prüfen. Sie werden sehen, dass alles sauber ist.

Dann drückt das Knie wieder härter zu, und ich spüre, wie etwas in meinen Hals sticht, ehe alles um mich herum verschwimmt.

KAPITEL 4

SERINA

New World City Sektor 3

Seit ich denken kann, werde ich von Albträumen verfolgt, die ich weder abstellen noch steuern kann. Die Menschen in meiner Umgebung nennen sie Visionen, aber ich nenne sie eine Abfolge lebhafter Erinnerungen, Bilder und Empfindungen, die sich in meinem Kopf manifestieren. Eine einfache Berührung genügt, um mir einen Einblick in das Leben und den Tod derer zu gewähren, die das Pech haben, meine Bekanntschaft zu machen.

Die Zeitspanne zwischen der ersten Berührung und dem Tod variiert. Es können Tage, Wochen, Monate oder gar Jahre vergehen, bis der Tod an ihre Tür klopft. Ein Fluch, wenn man mich fragt. Eine Gabe, wenn man die Männer fragt, die mich im Alter von acht Jahren aus meinem Zuhause entführten, um mich dann in diese Anstalt zu stecken.

Seitdem lebe ich hier. Abgeschottet von meiner Familie. Abgekapselt von anderen Menschen. Weggesperrt.

Ich lehne die Stirn gegen das kalte Glas des Fensters und starre nach draußen. Niemand kann mich sehen; die Scheiben sind von außen verdunkelt, damit niemand das Monster dahinter sehen kann. Meine Hände liegen flach auf der glatten Oberfläche, während sich Kondenswasser zwischen den Fingern sammelt und dünne, zitternde Spuren nach unten zieht. Ich versuche mich zu erinnern, wie es war, jemanden bewusst zu berühren, ohne Angst zu haben. Aber da ist nichts mehr – nur Leere. Und die bittere Gewissheit, dass jede Berührung Leben kostet.

Draußen ist die Sonne gerade erst aufgegangen. Im Park unter mir hasten die ersten Menschen zur Arbeit. Ich beobachte sie – jeden Tag. Es sind immer dieselben Gesichter. In wenigen Minuten werden die Patienten hinausgelassen. Dann kommen die Soldaten, stellen sich rings um den Park auf, mit ihren schwarzen Helmen, und den Gewehren quer über der Brust. Sie reden nie. Sie

achten nur darauf, dass niemand aus der Reihe tanzt, dass kein Streit entsteht, dass keiner versucht zu fliehen.

Wohin sollten sie auch gehen? Es gibt keinen Ort, der sicherer ist als New World City – so sagen sie jedenfalls.

Die Mitarbeiter unterhalten sich dann immer. Ich kann niemals hören, was sie sagen, aber ich sehe, wie sie mit den Händen gestikulieren, wie sie lachen oder sich umarmen. Nichts dringt durch diese Scheibe, nicht das leiseste Geräusch.

Noch acht Minuten.

Dann dürfen sie die Sonne auf ihrer Haut spüren, den Geruch von Gras und feuchter Erde wahrnehmen. Wehmütig erinnere ich mich an das Geräusch von Regentropfen, die auf warmen Asphalt prasseln. Wenn ich mich nur stark genug konzentriere, kann ich die Dämpfe riechen, die vom erhitzten Boden aufsteigen.

Noch sechs Minuten.

Sektor 3 ist von einer rund vier Meter hohen Mauer umzäunt. In New World City gibt es fünf Sektoren. Jeder Sektor untersteht einem eigenen Direktor. Mittlerweile weiß ich, dass dies der einzige Sektor ist, den eine zusätzliche Abgrenzung umgibt. Hinter dieser unbedeutenden Mauer erstreckt sich eine weitaus höhere, gewaltigere. Sie umschließt ganz New World City.

Es hat Jahre gedauert, sie zu errichten. Dafür mussten viele Arbeiter ihr Leben lassen. Im Gegenzug durften die überlebenden Familien in der Stadt bleiben. Niemand darf ohne Autorisierung die Stadt verlassen – und schon gar nicht betreten.

Die Bewohner innerhalb der Stadtmauern arbeiten in verschiedenen Bereichen, wobei das System relativ simpel aufgebaut ist. In Sektor 5 wurde eine große Fläche geschaffen, in der Landwirtschaft betrieben wird. Er versorgt die Stadt mit lebenswichtiger Nahrung. Vor allem Mais wird in großen Mengen angebaut. Dafür hat der Rat mehrere Gebäude niederreißen lassen und sich der Menschen entledigt, auf die er verzichten konnte.

In Sektor 4 gibt es eine Wasseraufbereitungsanlage, und in Sektor 3 – meinem Bereich – wird geforscht und, so weit es möglich ist, Medizin hergestellt.

Noch drei Minuten.

Dann kommt die Frau aus der Tür, gefolgt von einem Jungen, der sich immer an ihren Kittel klammert und ihr nicht von der Seite weicht.

Mir wurde nie erklärt, weshalb ich hier bin oder wo genau ich mich befinde. Ich sollte froh sein, hier leben zu dürfen, sagten sie damals. Sollte mich glücklich schätzen, Teil von etwas Besonderem zu sein. Allerdings erkenne ich weder Glück noch Besonderheit in meiner Situation. Im Gegenteil: Ich spüre noch immer die Schläuche in meinen Adern, die Stromstöße, die durch meinen Körper zuckten. Sehe die Ärzte in ihren weißen Kitteln, wie sie hinter der Scheibe stehen, Notizen in ihre Tablets tippen, während ich schreie – bis mir die Stimme versagt.

Und manchmal glaube ich, dass ich noch immer dort liege. An Kabel gebunden. Und dass der Albtraum nie aufgehört hat.

Ein Piepsen hinter holt mich aus meinen Gedanken. Der fünfstellige Code für den Zugang zu meinem Zimmer wird von außen eingegeben, und die Tür öffnet sich beinahe geräuschlos.

Ich muss mich nicht umdrehen um nachzusehen wer es ist. Das laute Schnaufen und die schleppenden Schritte verraten ihn. Der Direktor.

Ich bekomme ihn nicht oft zu Gesicht, doch wenn er mich besucht, verheißt es nie etwas Gutes. Meine Stimmung wechselt schlagartig von nostalgisch zu angepisst.

»Was wollen Sie?«, ätze ich, ohne mir die Mühe zu machen, mich umzudrehen.

»Einen schönen guten Morgen, Serina. Es ist auch schön, dich zu sehen.«

Er könnte sich diese vorgeschobene Freundlichkeit sparen. Ich weiß genau, wie der Direktor tickt. Ein Idiot, der glaubt, irgendwann einen Platz im Rat zu ergattern, wenn er nur genug wichtige Leute in die Stadt holen lässt. Dabei begreift er nicht, dass man ihn seit Jahren hinhält.

Früher hatte ich Angst vor ihm. Damals, als ich hierhergebracht wurde – als verängstigtes Kind, das man aus seinem Zuhause riss, in ein Labor steckte und zu einem Experiment machte. Aber dieses Mädchen gibt es nicht mehr.

Er weiß das. Und genau deshalb kommt er auch nie allein.

Ich drehe mich langsam um. Wie immer trägt er einen makellosen Anzug und eine farblich abgestimmte Krawatte. Sein Gesicht glänzt leicht vor Schweiß, und auf seinem halb kahlen Kopf scheinen noch weniger Haare zu stehen als beim letzten Mal.

Dann sehe ich den Soldaten hinter ihm. Er ist neu. Jünger als die meisten und kaum älter als ich selbst.

Er trägt Handschuhe. Sie tragen immer Handschuhe.

DIE AUTORIN

M. J. Colletti schreibt im Genre Science-Fiction-Dystopie, in denen sie düstere Welten erschafft, jedoch stets mit feinem Gespür für Hoffnung. Abseits der Seiten ist sie eine echte Frohnatur und überzeugte Optimistin, die selbst aus noch so beschissenen Situationen das Beste zu machen versucht. Sie steht für Offenheit, Vielfalt, Inklusion und ein respektvolles Miteinander – Nicht der Mensch muss sich anpassen, sondern die Gesellschaft. Auch wenn Gewalt in ihren Geschichten eine große Rolle einnimmt, wünscht sie sich nichts sehnlicher als eine friedliche Welt, in der jeder Mensch seinen Platz hat.

Sie lebt mit ihrer Familie im Süden Deutschlands.

DANKSAGUNG

An dieser Stelle möchte ich den Menschen danken, die mir bei der Entstehung von *CoEvolution* zur Seite gestanden haben.

Meine beiden Lektorinnen, Julia und Hanna, die viel Geduld bewiesen haben. Außerdem Daniel Greifer, der die letzten Fehler ausgemerzt hat, damit das Buch lesbar wird.

Meiner Familie danke ich, weil sie mir stets den Rücken freigehalten hat und mir diesen Wunsch ermöglicht hat.

Und schließlich, möchte ich meinen Lesern danken, ohne die es sinnlos wäre sich viele Nächte um die Ohren zu schlagen.

Danke!